

Mensch sein und doch erst werden müssen - Über die Unvermeidbarkeit von Optimierung

Generalversammlung der Görres-Gesellschaft: Optimierung des Menschen

Aachen, 25. September 2022

Prof. Dr. Christiane Woopen

Einleitung

Was würden *Sie* antworten, wenn Sie jemand fragt: Wie bist Du zu dem Menschen geworden, der Du heute bist? Was schießt Ihnen jetzt, in diesem Moment und in dieser Umgebung als erstes durch den Kopf? Ihre Eltern, ihr Beruf, ein herausragendes Lebensereignis? Was wäre Ihnen vor 30 Jahren zu der Frage in den Sinn gekommen? Würde Ihnen etwas anderes einfallen, wenn Sie nicht hier im Krönungssaal säßen, sondern mit einem Freund durch die Dolomiten wanderten?

Egal in welchem Alter oder in welcher Umgebung, Sie würden in jedem Fall eine Geschichte über sich erzählen, eine private, eine berufliche, eine lange oder eine kurze. Je nachdem, wer Sie fragt, würden Sie das ein oder andere Detail betonen, weglassen oder färben. Die Geschichte, die Sie dem Papst erzählen würden, wäre vermutlich eine andere als diejenige für Ihren Kollegen oder für eine neue Liebe. Alle diese Geschichten wären unterschiedlich, und können doch wahr sein.

Was würde die *Menschheit* antworten, wenn wir sie fragen: Wie bist Du zu der Menschheit geworden, die Du heute bist?

Sie würde eine Geschichte erzählen, eine der Evolutionstheorie, oder eine der Entwicklung der Staatsysteme und Machtverhältnisse, vielleicht eine von Buchdruck, Dampfmaschine und künstlicher Intelligenz, oder auch eine der Religionen. Je nachdem, wer die Menschheit fragt, würde sie das ein oder andere Detail betonen, weglassen oder färben. Die Geschichte für die Vereinten Nationen wäre wohl eine andere als für den russischen Präsidenten oder für einen Volksstamm in Afrika.

Warum erzählen wir Geschichten und reihen nicht einfach Fakten aneinander, wenn wir nach uns selbst gefragt werden? Das wird die erste Frage sein, der ich nachgehen möchte.

Anschließend wird es darum gehen, welche Geschichten wir über uns selbst erzählen.

Und zuletzt möchte ich ein paar Überlegungen dazu anstellen, welche Geschichten wir uns erzählen sollten und könnten – also Geschichten darüber, welcher Mensch zu sein wünschenswert wäre.

Warum erzählen wir Geschichten über uns selbst?

Die Fragen, so wie ich sie gestellt habe, sind Fragen nach einer Identität, nach etwas Charakteristischem, und gleichzeitig nach einem Prozess, einer Entwicklung. Wie bin ich Ich geworden? Wie ist die Menschheit zu dem geworden, was sie heute ist?

Warum antworten wir auf diese Frage mit Geschichten? Weil eine Aufzählung von Fakten und Zahlen keinen Sinn ergäbe. „Ich bin der Mensch, der ich bin, weil ich 206 Knochen, 4 Kinder und einen Job in Bonn habe,“ wäre blutleer. Eine Erzählung aber, in der Erlebnisse, Zahlen, Entwicklungen, Gefühle und Gedanken miteinander verwoben sind, würde Ihnen einen gewissen Eindruck davon vermitteln, mit wem Sie es zu tun haben und was für mich eine Bedeutung hat.

“Storytelling reveals meaning without committing the error of defining it,” sagt Hannah Arendt in ihrer Charakterisierung der dänischen Schriftstellerin Isak Dinesen, besser bekannt als Tania Blixen.

Geschichten haben eine Art Bedeutungsüberschuss, weil sie unmittelbarer sind, Ambiguitäten enthalten können – ja geradezu davon leben, und auch zwischen den Zeilen schwingen und Fantasieräume öffnen. Wissenschaftliche Darstellungen zwingen demgegenüber allen Inhalt in die Worte oder Zahlen hinein, müssen möglichst eindeutig sein und nehmen eine dem Gegenstand gegenüber distanzierte Position ein. Meistens jedenfalls. Geschichten machen weit und eröffnen Welten, analytische Erfassung engt den Blick auf einen bestimmten Gegenstand ein und macht Welten handhabbar.

Niemals aber lässt sich die Identität eines Menschen vollständig darstellen. Es kann schlechterdings keine erschöpfende Erfassung eines Menschen oder gar der Menschheit geben. Spätestens das Ich-Erleben, die Perspektive der ersten Person entzieht sich der vollständigen Vermittelbarkeit und Erfassbarkeit. Die

Worte, die ich spreche, sagen zwar etwas über mich aus, aber sie werden im Hörenden zu einem Eindruck über ein anderes Ich und sind nicht dieses Ich in seinem eigenen Erleben als sprechende und handelnde Person.

Diese Unerfassbarkeit spiegelt eine prinzipielle Offenheit wider. Wer Du heute bist, musst Du morgen nicht mehr sein, auch wenn es nur um Nuancen einer Gestimmtheit und nicht um große Identitätsänderungen wie den Wechsel der Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft geht.

„Mensch sein heißt ja niemals, nun einmal so und nicht anders sein müssen, Mensch sein heißt immer, immer auch anders werden können.“ So charakterisiert der österreichische Neurologe und Psychiater Viktor Frankl sein Bild vom Menschen, der seine Freiheit nicht nur hat, sondern der die Freiheit »ist«.

In der philosophischen Anthropologie heißt das mit Helmuth Plessner, dass der Mensch sich in gewissen Hinsichten wie seiner körperlichen Ausstattung und seiner sozialen Verortung bei der Geburt zwar *vorgegeben*, zugleich aber *aufgegeben* ist. In seiner exzentrischen Positionalität *ist* der Mensch nicht nur sein Körper (wie die Pflanze), er *hat* ihn gleichzeitig und kann ihn nutzen (wie ein Tier), und darüber hinaus muss er beides als selbstreflexives Wesen in ein Verhältnis setzen. Er muss Innen-, Außen- und Mitwelt integrieren und muss sich zu dem, was er schon ist, immer wieder erst in einem tätigen Vollzug machen. Bei Max Scheler ist es der homo faber.

Mensch sein – und doch erst werden müssen. Das scheint sowohl psychologisch als auch philosophisch zu gelten. Es gilt auch in ethischer Hinsicht, weil wir Menschen unabweisbar unser Leben führen und uns immer wieder entscheiden müssen für das, was wir als sinnvoll erfahren und wer wir sein möchten.

All dies kommt in Geschichten, die wir als homo narrans über uns erzählen, besonders gut zum Ausdruck. Vielleicht ist das auch der Grund dafür, dass die Bibel im Wesentlichen aus Geschichten besteht.

Das führt uns dazu, einmal zu schauen, welche Geschichten wir denn so über uns selbst erzählen.

Welche Geschichten erzählen wir über uns selbst?

Die überbordende Vielfalt dieser Geschichten über den Menschen und die Menschheit lässt sich selbstverständlich nicht umfassend darstellen oder auch nur ausreichend umreißen. In meiner kleinen Auswahl möchte ich Ihnen Geschichten von drei Autoren vorstellen, die sich vor unterschiedlichen wissenschaftlichen Hintergründen mit der Frage nach den Entwicklungsdynamiken des Menschen in der modernen Gesellschaft befassen.

Hannah Arendt

Beginnen möchte ich mit Hannah Arendt. In Vita Activa aus dem Jahre 1958 formuliert sie – was Sie wörtlich so heute morgen beim Frühstück in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung hätten lesen können: „Das Bestreben, ‘dem Gefängnis der Erde’ und damit den Bedingungen zu entrinnen, unter denen Menschen das Leben empfangen haben, ist am Werk in den Versuchen, Leben in der Retorte zu erzeugen oder durch künstliche Befruchtung Übermenschen zu züchten oder Mutationen zustande zu bringen, in denen menschliche Gestalt und Funktionen radikal ‘verbessert’ werden würden, wie es sich vermutlich auch in den Versuchen äußert, die Lebensspanne weit über die Jahrhundertgrenze auszudehnen.“ Was Menschen sich schon seit Jahrhunderten ausdenken und zuweilen erträumen, und was man in Science Fiction-Literatur ebenso lang lesen kann, wird nach Arendt von der Wissenschaft verwirklicht – nicht etwa sei das Denken der Menschen hinter den wissenschaftlichen Entdeckungen und technischen Entwicklungen zurückgeblieben, sondern umgekehrt: Wissenschaften setzen dieses Denken um. Und sie setzen es konsequent um, da Wissenschaften „jeden einmal eingeschlagenen Weg bis an sein Ende (zu) verfolgen“.

Die Geschichte, im tätigen Leben Mensch zu werden, ist für Arendt also auch eine Geschichte, Gestalt, Funktion und Lebensspanne des Menschen zu verbessern – auch wenn ihre Analyse dazu, welchen Zweck diese von ihr von vorne herein in Anführungszeichen gesetzte Verbesserung verfolgt, eine kritische ist, nämlich eine „in ihrem doppelten Aspekt: der Flucht von der Erde in das Universum und der Flucht aus der Welt in das Selbstbewusstsein“. Wissenschaft verhilft diesem „Verbesserungs“-Drang zur geradezu unausweichlichen Umsetzung und konsequenten Steigerung.

Hartmut Rosa

Als Soziologe erzählt uns Hartmut Rosa die Geschichte der Moderne als eine Geschichte von „umfassenden Steigerungsprozessen“, die „ihre Ursache darin hat, dass sich die gesellschaftliche Formation der Moderne nur dynamisch stabilisieren kann“. Die moderne, kapitalistische Gesellschaft müsse sich immerzu ausdehnen, wachsen und innovieren, Produktion und Konsumtion steigern, Optionen und Anschlusschancen vermehren, sich beschleunigen und dynamisieren. „Diese systematische Eskalationstendenz“, so schreibt er, „verändert aber die Art und Weise, in der Menschen in die Welt gestellt sind, Dynamisierung in diesem Steigerungssinn bedeutet, dass sich unsere Beziehung zum Raum und zur Zeit, zu den Menschen und zu den Dingen, mit denen wir umgehen, und schließlich zu uns selbst, zu unserem Körper und unseren psychischen Dispositionen, fundamental verändert.“ Er diagnostiziert eine Fokussierung moderner Gesellschaften auf Ressourcen, nicht zuletzt weil dominante politische Definitionen von Wohlstand und soziologische Konzepte von Wohlergehen und Lebensqualität diese Ressourcenfixierung produzieren – jedenfalls spiegeln, und legt auch sogleich den Finger in die ethische Wunde, wenn er schreibt: „Genauso wenig, wie eine gute Ressourcenausstattung (also gute Pinsel, eine teure Leinwand und wertvolle Farben) gelingende Kunst garantiert oder von sich aus schon produziert, garantiert eine gute Ressourcenausstattung schon ein gelingendes Leben.“ Er spricht von einer „Kultur, in der das ultimative Ziel der Lebensführung darin besteht, seine Ressourcenlage zu optimieren:“ die Berufsposition, das Einkommen, Gesundheit, Fitness und Schönheit, Kenntnisse und Fähigkeiten und nicht zuletzt das Beziehungsnetz und Anerkennung.

In der modernen Gesellschaft Mensch zu werden, erzählt Rosa also als eine Geschichte der Steigerung von Ressourcen. Wie Arendt tut er dies kritisch, und fragt: „Aber wann malen, wann leben wir?“

Yuval Noah Harari

Eine ganz andere Geschichte erzählt der israelische Historiker Yuval Noah Harari in seinem Buch Homo Deus. Jahrtausendlang habe der Mensch gegen die immer gleichen Probleme von Hunger, Krankheit und Krieg gekämpft. Dieser Kampf sei nun weitgehend gewonnen: mehr Menschen auf der Welt sterben an Übergewicht als an Hunger; Krankheiten können deutlich besser

erkannt und behandelt werden; und Krieg ist nicht zuletzt angesichts einer nicht mehr material-, sondern wissensbasierten Weltwirtschaft nicht mehr unvermeidlich, sondern eine Entscheidung von Menschen (wie wir in diesen Monaten auch hier in Europa bitter erleben müssen).

Die nächsten Ziele der Menschheit werden nun laut Harari Unsterblichkeit, Glück und Göttlichkeit sein:

„Wenn man unseren Glauben an die Heiligkeit des Lebens bedenkt“, so schreibt er, „die Dynamik des Wissenschaftsbetriebs dazunimmt und darüber hinaus die Bedürfnisse der kapitalistischen Ökonomie berücksichtigt, dann scheint ein unerbittlicher Kampf gegen den Tod unausweichlich.“ Der Tod als technisches Problem werde durch technische Mittel überwunden werden.

Das Streben nach Glück findet seine Erwähnung und zentrale Bedeutung schon in der Philosophie der Antike und ist 1776 von den Gründervätern der USA neben dem Recht auf Leben und dem Recht auf Freiheit als Recht auf das Streben nach Glück festgeschrieben worden. Der Kapitalismus nutzt das Streben des Menschen nach Glück – was auch immer das dann sein mag – heute für seine eigenen wirtschaftlichen Zwecke. Glück ist für Harari – so wie überhaupt der ganze Mensch – übrigens vorrangig, eigentlich ausschließlich, ein biochemisches Phänomen.

Sowohl das Streben nach Glück als auch das nach Unsterblichkeit sind „in Wirklichkeit“, wie Harari oft in seinen Diagnosen beansprucht, der Versuch der Menschen, „sich zu Göttern zu erheben“. Das angezielte „Upgrade von Menschen zu Göttern“ könne auf drei Wegen erfolgen: durch Biotechnologie, durch Cyborg-Technologie und durch die Erzeugung nicht-organischer Lebewesen – wie es auch der japanische Robotiker Hiroshi Ishiguro voraussagt: Nach und nach wird der Mensch seinen Körper durch anorganische Substanzen und Programme ersetzen, weil sie widerstandskräftiger, haltbarer, leistungsstärker und zuverlässiger programmierbar sind.

Für Harari ist die Geschichte Mensch zu werden also eine Geschichte der technischen Steigerung von Leben bis in die Unendlichkeit hinein, von Glück im Sinne der Optimierung der körperlichen Biochemie und letztlich von technischen Wegen hin zur Göttlichkeit. „Das dritte große Projekt der Menschheit im 21. Jahrhundert“, so schlussfolgert er, „wird es sein, dass sie für

sich göttliche Schöpfungs- und Zerstörungsmacht erwirbt und den Homo sapiens zum Homo deus erhebt.“¹

Zusammenfassung

Zusammenfassend erzählen alle drei Geschichten Steigerungsgeschichten:

- Steigerung von Gestalt, Funktion und Lebensspanne als Ergebnis von menschlichen Fluchtbestrebungen und einer unerbittlichen Wissenschaftsdynamik (so Arendt)
- Steigerung von Ressourcen als Imperativ der dynamischen Stabilisierung moderner, kapitalistischer Gesellschaften (so Rosa)
- Steigerung der biochemischen und technischen Konstitution des Menschen zum Zweck seiner Vergöttlichung (so Harari)

Sind diese Geschichten von Steigerungen, Verbesserungen und Überformungen des Menschen und seiner Umwelt auch Geschichten der Optimierung? Die Antwort hängt davon ab, was man unter Optimierung versteht. Dabei ist das Begriffsfeld von Optimum, Ideal, Perfektion, Vollkommenheit, Vollendung, Maximum etc. recht dicht und schwer auseinanderzuklamüsern. Der Kürze halber sage ich schlicht, was ich mit Optimierung meine, in Anlehnung etwa an das Verständnis in der angewandten Mathematik, wo Optimierung die Anpassung von Parametern eines Systems bedeutet, um das bestmögliche Ergebnis zu erzielen. Eine Zielfunktion wird minimiert oder maximiert; oder auch bezogen auf Verteilungsfragen in Anlehnung an das Pareto-Optimum als einer Situation, in der die Wohlfahrt eines Individuums durch eine Umverteilung der Ressourcen nicht mehr erhöht werden kann, ohne gleichzeitig die Wohlfahrt eines anderen Individuums zu verringern.

Grundsätzlich verstehe ich Optimierung als einen Prozess, dessen Ziel ein Optimum ist, wobei das Optimum etwas Höchstes, die extreme Ausprägung von irgendetwas bedeutet. Dieses Extrem im Sinne eines Optimums ist jedoch kein theoretisches Ideal und bezieht sich nicht auf voraussetzungslose Kontexte, sondern ist an gegebene Bedingungen gebunden und richtet sich auf ein definiertes Ziel.

In diesem Sinne sind die beschriebenen Steigerungsgeschichten Optimierungsgeschichten –diejenige von Harari aber in dem Sinne nicht, als

¹ Harari p69

dass er die Rückbindung an die gegebene menschliche Grundverfasstheit überwinden will.

Wenn wir uns nun der dritten Frage zuwenden, treten diese Bedingungen und Ziele in den Mittelpunkt. Die Frage lautet also:

Welche Geschichten sollten und könnten wir über uns erzählen?

Vielleicht kommt Ihnen diese Frage befremdlich vor. Es scheint doch selbstverständlich zu sein, dass man als Wissenschaftler nur die Geschichten erzählen sollte, die auch wahr sind – und man kann sich nicht einfach aussuchen, was wahr sein *sollte*. Das ist einerseits richtig, und andererseits zu kurz gegriffen. Es ist nämlich so, dass die Geschichten, die wir über uns erzählen, dadurch, *dass* wir sie erzählen, wahr *werden* können.

Nicht nur Künstliche Intelligenz, Roboter und Photovoltaik sind Technologien, sondern auch Geschichten über den Menschen. Auch Sie sind ein „Einsatz der menschlichen Intelligenz zur Schaffung von Objekten oder Prozessen, die die Bedingungen des täglichen Lebens verändern“. Sie sind, um diese Definition und eine Unterscheidung des amerikanischen Psychologen Barry Schwartz aufzunehmen, zwar keine Ding-, aber eine Ideen-Technologie. Dinge können berührt, kontrolliert, zerstört, repariert werden. Im Gegensatz zu Dingen können Ideen "die Kultur durchdringen und tiefgreifende Auswirkungen auf die Menschen haben, bevor sie (überhaupt) bemerkt werden". Was noch beunruhigender ist: Sie können diese tiefgreifenden Auswirkungen auch dann haben, wenn sie falsch sind, denn sie können das Verhalten der Menschen beeinflussen, die an sie glauben. Schwartz fasst es prägnant zusammen: Theorien über das Universum ändern nicht den Lauf der Planeten, Theorien über die menschliche Natur aber ändern die menschliche Natur. Das funktioniert auf mindestens dreierlei Weise:

Erstens, indem sie die Art und Weise prägen, wie Menschen über ihre eigenen Handlungen denken, und daran ihre zukünftigen Handlungen orientieren. Wenn ich davon überzeugt bin, dass ich aus Großzügigkeit und Mitgefühl spende, wähle ich andere Spendenzwecke, als wenn ich über mich denke, aus Eigennutz zu spenden.

Zweitens können Vorstellungen über den Menschen die Reaktion anderer Menschen auf eine Person und in der Folge ihr Verhalten beeinflussen. Das läuft auf eine sich selbst erfüllende Prophezeiung hinaus. Wenn ein Arzt glaubt,

dass sein Patient nicht stark genug ist, um seine Drogensucht zu bekämpfen, wird das mehr unbewusst als bewusst sein Verhalten dem Patienten gegenüber prägen. Dieser wird im Ergebnis wahrscheinlich seine Drogensucht nicht erfolgreich bekämpfen können.

Und drittens formen Theorien über die Natur des Menschen institutionelle Strukturen, die wiederum prägen, was Menschen tun und von sich selbst denken. Wenn Arbeitsplätze und Anreizstrukturen auf dem Arbeitsmarkt so gestaltet werden, dass alles in Geld gemessen wird, müssen wir uns nicht wundern, dass Menschen am Ende nur für Geld und nicht zusätzlich aus eigenem Gestaltungsinteresse und Entfaltungsdrang heraus arbeiten.

Wer das für überzeugend hält, sollte sich sehr genau überlegen, was er für Geschichten über den Menschen erzählt und welche Ziele er damit ausdrücklich oder implizit verbindet. Kommen wir kurz auf unsere drei Geschichten zurück, die ich als Stoff für weitere Diskussionen hier nur wiedergeben, aber nicht bewerten möchte.

Hannah Arendt

Hannah Arendt, für die der Mensch zu einem animal laborans reduziert worden ist, legt uns als Ergebnis ihrer Analysen eine Besinnung auf das Besondere des Handelns nahe; des Handelns als „einem so eminent menschlichen Vermögen“, das durch die Wissenschaften, die die Natur erobern wollen, nicht mitrealisiert werden kann: es geht um die „Enthüllung der Person auf der einen Seite und das Hervorbringen von Geschichten auf der anderen, die zusammen die Quelle bilden, aus der sich in der Menschenwelt selbst ein Sinn formiert, der dann wiederum als Sinnhaftigkeit das menschliche Treiben zu erhellen und zu erleuchten vermag.“ Zudem hofft sie auf das weitgehende Unbeschadet-Sein des Denkens. Auch wenn die Zukunft der Welt laut Arendt mehr von der Macht handelnder Menschen als vom Denken abhängt, ist es nicht irrelevant, da sich in ihm die „Erfahrung des Tätigseins am reinsten ausspricht“. Und nicht zuletzt unterstreicht sie die Bedeutung des Sprechens als politische Handlung. Die Frage nämlich, in welche Richtung uns unsere neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse und technischen Fähigkeiten führen sollen, ist – so Arendt – „eine politische Frage ersten Ranges und kann schon aus diesem Grund nicht gut der Entscheidung von Fachleuten, weder den Berufswissenschaftlern noch den Berufspolitikern überlassen bleiben.“

Wir sollten nach Arendt also eine Geschichte über uns als handelnde, denkende und politische Wesen erzählen. Das würde, so nehme ich es jedenfalls an, andere Bedingungen und Ziele für das Mensch-Werden in den Vordergrund stellen, als sie derzeit dominieren. Bildung hätte einen anderen Stellenwert und würde anders gestaltet; partizipative Prozesse in der Demokratie würden gestärkt und Kultur wäre sicherlich nicht der gesellschaftliche Bereich gewesen, der in der Pandemie am ehesten und am längsten geschlossen blieb.

Hartmut Rosa

Welche Geschichte empfiehlt uns Rosa? Er rät uns zu einer Geschichte der Weltbeziehungen, weil ihr Ge- oder Misslingen den Unterschied zwischen einem guten und einem weniger guten Leben ausmacht. Es soll um die Bedingungen resonanter statt verdinglichender und stummer Weltbeziehungen gehen, um ein Element der Unverfügbarkeit des jeweils personalen und dinglichen Gegenübers in einer Beziehung statt einer beständigen „Vergrößerung der Weltreichweite“.

Letztlich will er die Geschichte eines „Paradigmenwechsels hin zu einer Postwachstumsgesellschaft“ erzählen, in der nicht die Reichweite, sondern die Qualität der Weltbeziehung im Sinne der Etablierung und Aufrechterhaltung von *horizontalen* Resonanzachsen zu Familie, Freundschaft und Politik, *diagonalen* Resonanzachsen z.B. zu Objekten, Arbeit und Konsum, und *vertikalen* Resonanzachsen etwa zu Gott, zur Natur oder zur Kunst das Ziel der Optimierung sind.

Wir sollten nach Rosa also eine Geschichte resonanter Beziehungen erzählen. Würde diese Geschichte Wirkkraft entwickeln, würde die Menschheit aufhören, durch ihre Wirtschafts- und Wohlstandsimperative das Klima in einer Weise zu schädigen, dass sie den Ast absägt, auf dem sie sitzt; Arbeitsplatzbedingungen würden anders gestaltet und Wirtschaftsleistungen anders gemessen. Nach Rosa würde mit Hilfe eines garantierten, voraussetzungslosen Grundeinkommens aus einer Geschichte über den „Grundmodus des In-der-Welt-Seins“ als einem Kampf eine solche der Sicherheit. Der zentrale Maßstab einer besseren Welt wäre „nicht mehr das Beherrschen und Verfügen, sondern das Hören und Antworten.“

Yuval Noah Harari

Der anthropologische Ausgangspunkt Hararis ist ein ganz anderer: „Soweit wir heute wissen, haben Determinismus und Zufälligkeit den gesamten Kuchen

unter sich aufgeteilt und der »Freiheit« nicht einen Krümel übrig gelassen. ... Den letzten Sargnagel für die Freiheit liefert die Evolutionstheorie. So wie sich die Evolution nicht mit unsterblichen Seelen in Einklang bringen lässt, so unvereinbar ist sie mit der Vorstellung von einem freien Willen.“ Menschen seien Algorithmen und werden durch sie in Form von Sinneswahrnehmungen, Emotionen und Wünschen gesteuert – so wie es auch bei Schweinen, Pavianen und Ottern der Fall ist. Google, Facebook und ähnliche Unternehmen werden zu „allwissenden Orakeln“ und entwickeln sich schließlich zu Souveränen weiter. Die Geschichte, die Harari für eine logische Fortführung der bisherigen hält, handelt von der Religion des Dataismus, bei der biochemische und elektronische Algorithmen zusammenfließen und alles beherrschen. „Aus dataistischer Sicht“ – schreibt er, „können wir die gesamte menschliche Spezies als ein einziges Datenverarbeitungssystem betrachten, in dem die einzelnen Menschen als dessen Mikrochips fungieren.“² Demokratie und Marktwirtschaft hätten („in Wahrheit“ – da ist es wieder) auch nur deswegen gewonnen, „weil sie das globale Datenverarbeitungssystem verbesserten.“

Harari skizziert keine neue Geschichte die wir uns erzählen sollten, aber die Themen, die in dieser Geschichte vorkommen sollen:

1. Sind Organismen wirklich nur Algorithmen und ist Leben wirklich nur Datenverarbeitung?
2. Was ist wertvoller – Intelligenz oder Bewusstsein? Hintergrund der Frage ist ihre Entkopplung durch intelligente Maschinen.
3. Was wird aus unserer Gesellschaft, unserer Politik und unserem Alltagsleben, wenn nichtbewusste, aber hochintelligente Algorithmen uns besser kennen als wir uns selbst?

Die kritische Überprüfung des dataistischen Dogmas hält Harari für die „vermutlich ... größte wissenschaftliche Herausforderung des 21. Jahrhunderts“ sowie „das drängendste politische und ökonomische Projekt“. Es sind für ihn die Bio- und Gesellschaftswissenschaften, die eine andere Geschichte erzählen müssen, wenn das Leben mehr sein soll als Datenverarbeitung und Entscheidungsfindung. Anknüpfungspunkte dafür, wie wir sie bei Arendt oder Rosa finden, liefert er jedoch nicht, und ich bezweifle auch, dass er sie

² P511

überhaupt finden kann, wenn der Mensch für ihn keine Freiheit hat und damit –zu Ende gedacht – nicht moralfähig ist.

Schluss

Die Optimierung des Menschen, der zum Menschen in einem das Biologische übersteigenden Vollsinn immer wieder erst werden muss, scheint unvermeidlich auf Optimierung angelegt zu sein:

- Anthropologisch in seiner exzentrischen Positionalität
- Wissenschaftlich-technisch im stetigen Fortschritt
- Kulturell und institutionell in den Steigerungsimperativen der Moderne
- Aber auch ethisch, weil er wie die Fische im Wasser in der Dimension des Moralischen lebt und nach dem Guten strebt und streben sollte.

Die Geschichte der Unvermeidbarkeit von Optimierung ist wohl nicht grundsätzlich umschreibbar. Aber die Geschichten über die Bedingungen und die Ziele der Optimierung können wir neu erzählen und weiterentwickeln, was angesichts der vielen miteinander verknüpften, teils existenziellen Krisen, die aus defizitären und totalitären Geschichten über den Menschen und die Welt entstanden sind, dringend angeraten scheint.

Welche Geschichten wir – und nicht die Tech-Giganten dieser Welt – uns dann als homo narrans erzählen, ob wir sie mit allen Menschen gemeinsam erzählen, anderen Geschichten zuhören, auch und gerade solchen aus anderen Kulturkreisen wie dem globalen Süden, und ob diese Geschichten eine Rückbindung an den Menschen als soziales Wesen und als Teil der Natur enthalten werden, wird darüber entscheiden, wie und inwiefern wir etwa ein homo politicus, homo resonans, homo laborans, homo ludens, homo faber, homo oeconomicus, homo religiosus oder homo digitalis sein wollen und werden.

Ich schlage Ihnen zum Abschluss noch einen Titel für die schönste und mächtigste neue Geschichte über die Optimierung des Menschen vor, die wir zusammen erzählen könnten. Er lautet:

„Mensch sein und doch erst werden müssen: Zur Zukunft des homo amans“ – des liebenden Menschen.

